

Buchbesprechungen

Gilbert Keith Chesterton: Ketzer. Eine Verteidigung der Orthodoxie gegen ihre Verächter. Aus dem Englischen neu übersetzt von Monika Noll und Ulrich Enderwitz (Die andere Bibliothek), Frankfurt a. M.: Eichborn 1998, 293 S., DM 49,50. ISBN 3-8218-4165-6.

In der von Hans Magnus Enzensberger herausgegebenen »Anderen Bibliothek« erfuhr ein Meisterwerk des englischen »philosopher without portfolio« Gilbert Keith Chesterton (1874–1936) eine lang ersehnte Neuauflage. Der Autor, der vor allem durch seine Kriminalgeschichten um Pater Brown und sein Buch »Thomas von Aquin« (in dem er das thomanische System als die »Philosophie des gesunden Menschenverstandes« bezeichnete) im deutschen Sprachraum bekannt wurde, gehörte zu den bemerkenswertesten Gestalten der katholischen Literatur und Kulturphilosophie unseres Jahrhunderts. Das humorvolle Kolorit des Buches soll keineswegs oberflächliche Gedankenspiele darstellen, sondern führt in die oft ironische, aber beachtenswert treffsichere Zeitanalyse und Gesellschaftskritik Chestertons ein. Der englische Literat sieht in der »Orthodoxie« keine vernunftlose Obrigkeitshörigkeit, sondern eine christliche Weitsicht, die mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit steht, jedoch die unerklärlichen Mysterien anerkennt, die in Demut hinnimmt anstatt sich in Stolz zu erheben, sich falsch verstandener Wissenschaftlichkeit verschließt, und anstatt einem gefährlichen neuzeitlichen Fortschrittsglauben anzuhängen, auf die »Freude am Dogma« setzt.

In einführenden »Bemerkungen zur Bedeutung der Orthodoxie« kommt Chesterton aufgrund sprachlicher Untersuchungen zu dem Schluß, daß sich in der Neuzeit ein Bedeutungswandel des Wortes »Ketzer« abzeichnet, der von der ursprünglichen Bedeutung, daß sich jemand auf einem Irrweg befindet, abweicht und heute so viel bedeutet wie »intelligent und mutig«. (8) Der Begriff »orthodox« oder »rechtgläubig« hat dagegen eine negative Bedeutung gewonnen, er »heißt praktisch, daß man im Unrecht ist«. (8) Als grundlegendes Übel der modernen Gesellschaft kreidet Chesterton vor allem an, daß man sich bei den verschiedenen Diskussionen im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Bereich auf Teilansichten der Menschen konzentriert, anstatt auf deren Gesamtsicht der Welt zu achten: »Was jemand über Straßenbahnen denkt, ist wichtig; seine allgemeine Sicht der Dinge ist unerheblich«. (9) Die Unterscheidung von Wahr und Falsch wird hinfällig. »Einziges Ergebnis dieser Emanzipation ist, daß der Heilige und der Häretiker hinter ein und derselben Mauer des Schweigens verschwunden sind.« (9) Doch gerade das Weltbild des Menschen beeinflusst den Gang der Geschichte. Auf eine grundlegende Sicht der Welt, eine Ganzheitssicht, zurückzuführen, ist Anliegen des Buches: »Ich möchte mich mit meinen hervorragendsten Zeitgenossen auseinandersetzen, nicht auf persönliche Weise oder in bloß literarischer Form, sondern im Blick auf das wirkliche Lehrsystem, das sie vertreten.« (18)

In seinen Ausführungen »Über den negativen Geist« entwickelt Chesterton Gedanken zur Ethik der Moderne. Ein modernes Moralbewußtsein kann aufgrund mangelnder Verwurzelung in der Religion keine Vollkommenheitsideale mehr vorstellen und besitzt nur mehr eine Gewißheit vom Mangelhaften und Bösen. Er geht sogar so weit zu sagen, daß man aufgrund der Scheu über das Gute zu reden gar nicht mehr wisse, was eigentlich gut sei. Die Diskussion um die Freiheit von allen »Moralvorschriften« (29) spielt dabei eine bedeutende Rolle. Auch den von seinen Zeitgenossen oft propagierten Fortschrittsgedanken unterzieht Chesterton einer Analyse. Jedem Ideal der Religion oder Philosophie wird der unbekante, weil zukünftige, Fortschritt entgegengehalten: »... das heißt, wir beantworten den Vorschlag, uns etwas zu beschaffen, das wir kennen, mit dem Gegenvorschlag, uns viel mehr« (31) von etwas Unbekanntem, weil Zukünftigem, zu verschaffen. Für den Verfasser hat allein ein Fortschritt Bedeutung, der auf dem Fundament einer Moral steht, ja Fortschritt ist »allein Personengruppen möglich ..., für die diese Lehre verbindliche Geltung hat.« (32)

Die Auseinandersetzung mit der englischen Literatur der Jahrhundertwende in den Essays über Rudyard Kipling und Bernard Shaw ist nicht nur für Literaturkritiker, sondern auch für den Bereich der Philosophie von Interesse. Chesterton versucht nämlich, jeweils mit einem längeren – oft etwas umwegigen – Einstieg den jeweiligen Denkraum der Autoren und ihr daraus folgendes Weltbild als Ganzes darzustellen. Man findet Ausführungen über den Militarismus des »Weltenbummlers« (46) Kipling, dem nach Chestertons Ansicht die Geduld fehlte. »Teil von etwas zu werden« und den er deshalb mit einem rollenden Stein vergleicht, der tönend von Fels zu Fels springt, aber nie »Moos ansetzt« (47) und deshalb leblos bleibt. Als Resümee zu Kiplings Ansichten gibt er zu bedenken: »Tatsache ist, daß die Welt kleiner wird, je mehr wir sie erforschen und unseren Gesichtskreis erweitern.« (47) Bei Bernard Shaw geht er auf dessen geradezu »mechanische Gerechtigkeit« (55) ein, seine Verurteilung des Glaubens und seine These, daß Ideale dem Menschen in der gerechten Beurteilung konkreter Phänomene hinderlich sind. Nach Shaw besteht in jeder moralischen Verallgemeinerung eine Vergewaltigung des einzelnen. Dem widerspricht der Verfasser, wenn er sagt: »Was hat es für einen Sinn, einem Menschen zu sagen, er habe jede Freiheit, nur nicht die Freiheit, Allgemeinbegriffe zu bilden? Verallgemeinerung macht den Menschen zum Menschen.« (58) Nach einer Auseinandersetzung mit den Gedanken Shaws vom Übermenschen schließt Chesterton: »Mr. Shaw vermag nicht zu verstehen, daß in unseren Augen kostbar und liebenswert eben der Mensch ist – der alte, Bier trinkende, Überzeugungen hegende, kämpfende, scheiternde, sinnliche, anständige Mensch. Und alles, was auf dieses Geschöpf gegründet ist, wird ewig bestehen: alles, was auf dem Hirngespinnst vom Übermenschen aufbaut, geht mit den sterbenden Zivilisationen unter, die dieses Hirngespinnst überhaupt in die Welt setzten.« (63)

In »Mr. H.G. Wells und die Giganten« behandelt er die »Demut der Wissenschaftler« ein, die anfangen »mit all den Überzeugungen zu prahlen, die sie vermeintlich zerstört haben« (69), und geht auf Wells' Sicht des Menschen ein, die stark von Nietzsche geprägt ist, und entgegnet ihm: »Ein großer Mensch ist nicht einer, der so stark ist, daß er weniger empfindet als andere Menschen; er ist ein so starker Mensch, daß er mehr empfindet. Und wenn Nietzsche sagt, »Diese neue Tafel stelle ich über euch: werdet hart«, so sagt er in Wirklichkeit, »Diese neue Tafel stelle ich über euch: werdet Tote«. Empfinden ist der Inbegriff des Lebens.« (84) Der Essay »Weihnachten und die Ästheten« bringt schließlich Gedanken zur Entgegensetzung von Mystik und Rationalismus in der modernen Gesellschaft ins Spiel, denn allein das Mystische hat »eine Chance ... vom Volk verstanden zu werden.« (90) Auch die Fröhlichkeit beim Weingenuß unterzieht der sinnlichen Genüssen nie abhold gewesene Chesterton einer Analyse (»Omar und der heilige Weinstock«), wobei er allerdings eindringlich betont, daß Wein nur das Herz derer erfreue, die auch ein Herz besitzen. (105) Seine Überlegungen reichen in diesem Abschnitt bis in die Liturgie der katholischen Messe. (106) Der Sensationsjournalismus wird in einem eigenen Essay behandelt, wobei der Verfasser auch hier nicht vor überspitzten Äußerungen zurückschreckt: »Die Presse ist heutzutage nichts weiter als eine plutokratische Oligarchie.« (120) In Auseinandersetzung mit George Moore stellt Chesterton dar, wie widersprüchlich dessen Denksystem ist, das »nicht das Dogma von der Wirklichkeit des Jenseits« leugnet, sondern »das Dogma von der Wirklichkeit des Diesseits.« (122) Der maßlose Stolz Moores hat ihm nicht nur die Fähigkeit der »Selbstenthüllung« (125) genommen, sondern zeigt vielmehr an, daß derjenige, der »die ganze Welt sein will«, am Ende aufhört. »überhaupt etwas zu sein.« (125) Für das christliche Denken von besonderem Interesse sind Chestertons Äußerungen über die Demut (»Über Sandalen und Schlichtheit«), die er nicht als verklemmte Schüchternheit sieht, der wahre Furcht, Staunen und Fröhlichkeit abgeht, sondern als »Schlichtheit des Herzens« (132). Allerdings kommt er zu dem Schluß, daß ein Mensch, um diese Schlichtheit zu erlangen, nicht mechanistisch sein darf, sondern vielmehr empfindend und abstrahierend (!). Unter dieser notwendigen Abstraktion versteht er, daß sich der Mensch richtige Vorstellungen von Begriffen wie Gesellschaft und Freiheit bildet und voll Begeisterung für diese Abstraktionen bzw. Ideale lebt. Das Befolgen dieser Ideale – ohne jede Reflexion – bewirkt nach Chestertons Ansicht sowohl physische als auch psychische Gesundheit. So läßt sich auch der Satz verstehen: »Wenn ein Mensch entschlossen ist, in den siebten Himmel zu stürmen, braucht er sich um die Poren seiner Haut keine

Sorgen zu machen.« (135) Als autoritatives Fundament für das absolute Erstreben der Ideale beruft er sich auf das Jesuswort: »Sorgt euch nicht um euer Leben ... Euch muß es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben.« (Mt 6,25; 33)

Religionswissenschaft und Soziologie werden im Abschnitt »Die Wissenschaft und die Wilden« behandelt. Treffend charakterisiert Chesterton das Verhalten vieler Soziologen und Religionswissenschaftler, die nach dem Grundsatz handeln, sich möglichst von ihrem Forschungsgegenstand zu distanzieren. »Um einer Mikrobe gerecht zu werden, muß man aufhören, Mensch zu sein; um dem Menschen gerecht zu werden, muß man das nicht.« (138) Auch das Verlangen, für jedes rituelle Verhalten des Menschen einen rationalen Grund angeben zu wollen, hält Chesterton für unwissenschaftlich. Nach seiner Auffassung sind »alle wichtigen Empfindungen des menschlichen Lebens wesentlich irrational« (140). Religionswissenschaftlich interessant sind seine Bemerkungen über den Versuch mancher Wissenschaftler, personale Götter der Religionen als Anthropomorphismen abzutun. Die Menschen haben nach deren Ansicht Götter eingeführt, um eine verständliche und weniger beunruhigende Erklärung für das Naturgeschehen zu haben. »Um jemanden von dieser Ansicht ein- für allemal zu heilen, ist es das beste, ihn nachts eine dunkle Straße entlanggehen zu lassen. Der Betreffende wird sehr rasch erkennen, daß das Halbmenschliche, das die Menschen hinter den Dingen gewahren, nicht etwas Natürliches, sondern etwas Übernatürliches war und die Dinge nicht verständlicher machte, sondern hundert Mal unverständlicher und geheimnisvoller werden ließ.« (147)

Im zwölften Essay bespricht Chesterton das »Heidentum und Mr. Lowes Dickinson«, in »Kelten und Keltophile« läßt er sich zu der These hinreißen, daß der heutige Erfindungsreichtum der Wissenschaft »zum Großteil darauf verwendet wird, Entschuldigungen für das unentschuld bare Verhalten der Mächtigen zu finden.« (166) Als Beispiel führt er an, daß die Briten mit der für Chesterton pseudowissenschaftlichen Unterscheidung von Kelten und Germanen die politische Unterdrückung Irlands rechtfertigen. Dieses Kapitel wirft damit auch ein interessantes Licht auf die gegenwärtigen Probleme im Nordirlandkonflikt. Für die Diskussion um den Stellenwert der Familie in Staat und Gesellschaft dürfte vor allem das Kapitel »Über gewisse moderne Autoren und die Institution Familie« von Interesse sein. Bemerkenswert ist, daß Chesterton die Familie nicht als Hort des »Friedens, der Freundlichkeit und der Einmütigkeit« (174) zeichnet, sondern als kleines Königreich, in dem immer ein anarchieähnlicher Zustand herrscht, der das Abenteuer Mensch erst zum Tragen bringt. Die »Variationsbreite der Familie«, d.h. die Umgebung mit Menschen, die man sich nicht aussuchen konnte, ist für den Verfasser die größte Herausforderung des Lebens. »Die Bereitschaft, sich der gewöhnlichen Vielfalt des Menschen zu stellen, ließe sich am besten beweisen, indem man durch den Kamin in ein beliebiges Haus hineinstiege und so gut wie möglich mit den dort lebenden Menschen zurechtkäme. Und eben dies haben wir eigentlich alle am Tag unserer Geburt getan.« (182)

Mit dem englischen »Ideal« der Gefühllosigkeit, das vor allem in der Gentlemen-Gesellschaft der aristokratischen englischen Oberschicht gepflegt wird, geht er in »Über schicke Romanschreiber und die Schickeria« ins Gericht. Er zollt Charles Dickens größte Anerkennung, weil er zu viel Herz besessen habe, um je einen gefühllosen Gentleman realistisch darzustellen. (205) Auf die Kritik, Chesterton versuche die Gesellschaft mit »verkrampten Paradoxa« (210) zu heilen, geht der Verfasser ebenfalls in einem ausführlichen Essay ein (»Über Mr.McCabe und den göttlichen Unernst«). Ein besonders lesenswertes Kapitel setzt sich mit »Whistlers Witz« auseinander. Über James Whistler macht er die Bemerkung: »Er war keine große Persönlichkeit, weil er so viel über sich selbst nachdachte. Mitunter war er nicht einmal ein großer Künstler, weil er so viel über die Kunst nachdachte.« (230) Einen »großen« Menschen charakterisiert Chesterton als eine Persönlichkeit, die in der Lage ist, sich von dem Objekt, das ihn »groß« macht, zu distanzieren. Gelingt dies einem sogenannten Künstler – wie eben Whistler – nicht, so ist er nur ein Mensch »mit künstlerischer Veranlagung«. (231)

Das Gerede von »jungen Nationen« (243) und ihrer »jugendlichen Stärke« unterzieht Chesterton in »Der Trugschluss der jungen Nation« einer genauen sprachlichen Untersuchung. Resümierend

hält er fest, daß bei der Bezeichnung einer »jungen Nation« gleichzeitig auch die Prädestination zu wissenschaftlichen und künstlerischen Höchstleistungen mitgemeint sei. Durch die »Prädestination« mit Hilfe von »absurden biologischen Metaphern« (249) wird der »pseudowissenschaftliche« Versuch unternommen, den Menschen die Freiheit ihres Geistes zu verschleiern und alle Leistungen zu biologischen Produkten herunterzuinterpretieren. Ein aufrüttelndes Dokument ist Chestertons Essay »Die Elendsviertel und ihre Romanciers«. Die Gesellschaft, die sich zwar als demokratisch ausgibt, ist zutiefst undemokratisch, weil sie sich der Frage, was man mit den Armen »machen solle« verschließt. »Wären wir Demokraten, würden wir wissen, was die Armen mit uns machen werden.« (260) Die modernen Gesetze, die nach Ansicht des Verfassers allein zu Gunsten der Herrschenden erlassen werden, nennt er eine »intellektuelle Vergiftung des gesamten Volkes« (260). Der größte Fehler besteht für ihn weiter darin, die Armen »realistisch« zu sehen und über sie zu berichten, auch wenn dies für Hilfsorganisationen geschieht. Allein angemessen, die furchtbare Lage der Armen zu schildern, ist das Melodram: »Das Melodram hat viel mehr Ähnlichkeit mit dem Menschen und zumal dem armen Menschen.« (266) »Wollen wir dem Versuch, den Armen zu helfen, ein festes Fundament verschaffen, ... dann müssen wir melodramatisch werden und sie von innen sehen.« (267)

Die Schlußbemerkung »Warum ist die Orthodoxie so wichtig?« schlägt eine Brücke zu den einleitenden Äußerungen des Autors. Chesterton insistiert darauf, daß es geistigen Fortschritt nicht im Sprengen von Fesseln, im Ablegen und Abschaffen von Dogmen, sondern in der »Entwicklung zu immer mehr festen Überzeugungen, zu immer mehr Dogmen« (270) gibt. »Definieren läßt sich der Mensch ... als Dogmen verfertigendes Tier.« (270) Läßt man sich dagegen auf ein ganz und gar skeptisches System ein, sinkt man nach und nach »zurück in die Unentschiedenheit der streunenden Tiere und die Bewußtlosigkeit der Gräser.« (270–271) An allen in seinen Essays kritisierten Autoren schätzt er aber deren eindeutige Stellungnahmen zu bestimmten philosophischen oder gesellschaftlichen Fragestellungen. In der Zustimmung zu ihrer Meinung oder deren Ablehnung sieht er eine gesunde Philosophie, in der »Manie der Gleichgültigen« dagegen eine intellektuelle Gefahr. Der Einwand, feste philosophische Überzeugungen würden in einen Fanatismus führen, läuft nach Chesterton auf die Behauptung hinaus, Ideen »seien etwas Gefährliches.« Dem hält er entgegen, daß Ideen durchaus gefährlich sein können, aber am wenigsten »für Menschen mit Ideen.« (279) Gegen diese sublimen Gefahr kann nur eines helfen: »Wir müssen durchtränkt sein mit Philosophie und vollgesogen mit Religion!« (281) Auf den Dogmenglauben der Naturwissenschaften geht Chesterton genauso ein, wie auf den Begriff des Dogmas selbst, das er so definiert: »Wahrheiten werden zu Dogmen, sobald über sie gestritten wird.« (286)

Mit Gilbert Keith Chestertons Essayband »Ketzer« wurde der breiten Öffentlichkeit ein Werk zugänglich gemacht, das aufgrund seiner humorvollen Eloquenz nicht nur ein Lesevergnügen ist, sondern auch wertvolle Einsichten in den gesellschaftlichen Kontext und das Denken eines überzeugten Christen der Jahrhundertwende vermittelt. Die Überlegungen Chestertons zu Kunst, Politik, Wissenschaft, Religion und Ethik sind der beachtenswerte Versuch einer literarischen »Apologetik des Katholizismus«. Zu bemängeln ist an der Neuauflage von Chestertons brilliantem Werk allein das von den Übersetzern erstellte völlig unbrauchbare Glossar.

Ulrich Lehner